

Reiss durch Lunkhofen, Muri der physicalischen Gesellschaft (in Zürich)

Autor(en): **Schinz, Hans Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft
Freiamt**

Band (Jahr): **8 (1934)**

Heft [1]

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1046155>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reiß durch Lunkhofen, Muri.

Der physicalischen Gesellschaft (in Zürich)
vorgelesen den 6. May 1782.

Von Hans Rudolf Schinz, Zürich.

Jede, auch die kleinste Reis, jedes Entfehrnen aus unserem täglichen Wirkungskreis, Veränderung des Orts, der Aussicht, der Beschäftigungen, Ansicht der natürlichen oder durch Fleiß und Kunst erzielten oder vernachlässigten Fruchtbarkeit eines Landstrichs, ein Gefährte auf dem Weg, wann er gleich aus der untersten Menschenclass wär, welche allemal am meisten Nationalcharakteristisches hat, das zufällige Einkehren in einem frömden Haus erweitert die Känntnisse eines Beobachters, häufet seine Erfahrungen, bietet Stoff zu nützlichen Bemerkungen dar.

Ich habe einiche dergleichen Beobachtungen neulich auff einer kleinen mit Herrn Hauptman Nüscherer unternommenen Fussreis den 23. und 24. April aufs Papier hingeworfen und krame sie hier, in Mangel besserer Unterhaltung freylich gar zu unbescheiden aus. Möchten sie zu wichtigeren Bemerkungen Anlaass geben. Sie sind meistens oeconomisch.

Gleich ob dem Dorf Aesch traten wir ins Kelleramt ein. Arni ist von dieser Seyte das erste Dorf nach Lunkhofen pfärrig. So ärmlich diese Einwohner sonst auch seyn mögen, so haben sie, wie die überigen im Keller- und Freyamt doch ein freudigeres und besseres Aussehen als die, so diesseyts dem Albis wohnen.

Vielleicht tragt die Kleidung etwas dazu bey, welche den Wuchs des Leibs weniger hemmet oder ihn vorteilhafter darstellt oder Fehler desselben verdecket. Würde die mehrere Ruhe, welche die Catollischen an den vielen Festtagen haben, zur Schönheit des Leibs etwas beytragen, so möchte auch darin ein Grund ihres besseren Aussehens liegen. Weil dieser kleine Ort allweg auf den

Gränzen liget, so hat verdächtiges Betelgesind daselbst vast beständigen Auffenthalt und man solte glauben, daß die bekant gewordenen Unordnungen desselben die Regierung auf dieses schädliche Geschmeiss aufmerktsamer machen wurde. Das Bätlen lernen indessen die Einwohner diesem Gesindel nicht ab. Wir trafen auf dem Weg eine Schaar munterer schöner Jungs von Arni und Islisperg an, die eben aus der Mess kamen. Ich fragte sie von ihrem Schulwesen aus und weil sie uns mit ihren naiven Antworten sehr belustigten, so theilten wir einige neue Rappen unter sie aus. Inzwüschen kamen grössere Jungs eben auch aus der Kirche heimgehend dazu und sagten mit entscheidender Mine, es wär besser, ich hätte keinem nichts gegeben; das mache die Pursch nur meisterlos, und ebenso schien sich auch das überige wohlgekleidete aus der Kirche kommende Volk über diese unsere unzeitige und in der That unüberlegte kleine Generositet zu befördnen. Das geschähe in unseren Dörfern wohl nicht!

Auf der Anhöhe bey Arni geniesst man die allerschönste Aussicht: fernehin das Amphitheater der höheren und niederen Alpen, näher die fruchtbaren Anhöhen des Freyenamts, zur Seyte die feten Gründe des Knonauer Amts, wo die Dörfer in den Fruchtbäumen sich verlieren, am Fuss hatten wir die spiegelglanze Reuss mit ihren fruchtbaren Ufern, gegenüber die fürstlich schimmerenden Gebäude der Stifft Muri. Hätte nicht ein Regenguss uns abgetrieben, wir hätten uns noch lange nicht sat gesehen.

Die ganze kleine Landschaft des Kelleramts ist sehr fruchbar, ist wohl bewohnt und bebaut und ihre Stellung und Lag gegen der Reuss und an ihrem Ufer die allmähliche Absenkung der Landschaft gegen dieses Wasser hin, die mit dem Sinken augenscheinlich zunehmende Fruchtbarkeit und Wärme des Climas, das Flüsschen Jonen, welches ein so romantisches kleines eigenes Thal förmt, geben der ganzen Gegend eine besondere Anmuth und vorzügliche Reize. Lunkhoffen ein volkreiches Pfarrdorf ist wohl der ansehnlichste Ort dieser Landschaft. Ein durchaus lockerer, etwas kiesachter Boden, ein von der Höhe, auf welchem dieses steht, bis an die Ufer des Flusses sich erstrekender Weinberg, schöne Wässerwiesen, herrliche Obstbäume zeichnen sich da vorteilhaft aus. In dem Hin- und Her-Irren am Ufer, bis wir an die Stelle gekommen waren, wo man uns ums Gelt

über den Fluss führen konnte und dörffte, fiel ein besonders schönes Erlenwäldchen in besondere Beobachtung. Die ganz auf truknem von Abweichen des Flusses zurückgelassenem unvermischem tieffem Schleinsand ohne viele Nebenäste hochstämmig und zu wirklichen Bäumen anwachsenden Erlen überzeugten mich, daß dies der eigentliche Boden, auf dem sie am allerbesten gedeyhen, da man hergegen gewahret, daß, wann dieser Baum auf besserem schwehrerem moosichten Boden stehet, er mehr staudenartig in Nebenäste und Waldung als in einen hohen Stamm aufwachset und andere Erfahrungen von eben dieser Holzart, wie man sie am gleichen Fluß im Urseler Thal auf dem Gothart gewachsen und gestaltet siehet, wo sie nicht hoch, aber in schuhediken einzelnen Stämmen wie Apfelbäume stehen, belehren mich, daß dieselbe in ihrem Wuchs und Gestalt des Baumschlages nach dem Klima und der Erde abarten und verschieden scheinen könne.

Ungeachtet vast in jedem Dorf an der Reuß Schiffe zum Uebersezen anzutreffen sind, so sind doch die Stellen selten, wo wirkliche Fahre für die Passagiers angelegt und befügt sind. Die Privaten dörfen nur eigene Waaren und Persohnen ohne Lohn, niemand Frönden aber um den Lohn hinüberführen. Das Fahr, wo wir über den Fluß gesetzt wurden, heißt im Hefdi. Der Beständer desselben zalt der Stadt Bremgarten dafür jährlich 25 fl. Er ziehe aber, sagte er uns, da er nur Leuthe und Waaren, aber kein Viehe in seinem kleinen Schiff führen könne, sehr keumerlich diese Abgaben daraus. An seine Mühe müsse er den kleinen Strich Lands nehmen, der zu dem Fahrhaus dient; eine Person zahlt nur $\frac{1}{2}$ Schilling. — Nahe bey diesem Erlenwald stehen einzelne Weyden, eben auch im bloßen Sand auf dem Boden etwann $1\frac{1}{2}$ Schuhe dik, obenher aber haten sie ringum kropfichte Auswüchse, lochericht, schwammicht, wohl 4 Schuhe im Durchmesser. Ob die Art des Wassers, die Natur des Bodens oder eine innere Krankheit im Saft des Baumes selbst schuld daran, konnte ich nicht entscheiden.

Ein Hühnertrager hielt uns eine Weile auf der Straß Gesellschaft. Ich fragte ihn um den Gewin bey seinem Handel. Er sagte uns so viel, daß wir wohl sahen, daß, wenn keine Wirtshäuser unterwegs wären, diese Leuthe was schönes dabey gewin-

nen könnten. Zum Gewinn für die armen Leuthe seye doch keine Stadt wie Zürich; da seye auch Gelt und die Leuthe achten es nicht, wann sie etwas von seiner Waar nöthig haben oder bestellen, so seye kein Preis zu hoch, den sie nicht gern bezahlen, wann sie nur die Waar nach Wunsch bekommen. In Solothurn und Bern seye nichts zu machen, da drucke man mit schnöden Worten den Leuthen die Waar ab. Er und alle seine Amtsgenossen kauffen die Eyer und das Geflügel im Bernbiet, meist im Oberland, im Emmenthal und um Langenthal herum; im Luzernerbiet bekäme man die Waar in einem wohlfeileren Preis, aber sie müssen alles verstollen herauskauffen oder Zoll bezahlen und der seye übermäßig, nemlich 4 s von jedem stükgen Federviehe und 4 s von 100 Eiern. Da sorgen die Junkeren zu Luzern nur für sich, damit sie wohlfeil die Lekerbissen bekommen; der Unterthan möge es dann dabey wohl oder wehe haben. Und wann er dann die Waar noch auf den Markt gen Luzern trage, so löse er nichts. Er selbst habe schon von einer Kräze voll $\frac{1}{2}$ Kronenthaler Zoll gegeben, wann er etwann nohtwendig habe Waar haben und sonst nirgendher habe bekommen können. Welcher frönde Fürstenunterthan würde es einem Schweyzer, der sich sonst so viel auf das Wort zu gut thut, glauben, daß er von einem Ding, so gar nicht unter die Lebensnohtwendigkeit gehört, einen Drittel vom inneren Wehrt der Waar Zoll geben müßte.

Jenseyts der Reuß heißt der erste Hoof, zu dem wir kamen, im Holz. Das prächtige Gebäude nach italienischer Art gebauen, neben einem langen und weitläuffigen Stallgebäude, hätten wir viel eher für die Wohnung eines edlen Landjunkers als für ein Bauernsitz angesehen. Wir stunden dabey still und fragten einen hübschen Jung in weiten Pumphosen, wessen dieses schöne Gebäude. Meiner Muter, sagt er, und mein ist es. Solten dann wir Bauern nicht auch unter einem schönen Dach schlafen können, fuhr er fort, als ich mich über den Contrast zwischen dem Haus und seinem Herrn zu verwunderen schinn. Aus der Küche dämpfte uns der Geruch von feten Bräten und guten Kuchen entgegen und bald darauf erschienen 2 ehrwürdige Capuziner, die gingen in den Viehestall und nach ihnen schlich sich ein Hausgenoß um den anderen mit ehrforchtvoller, segenempfänglicher Stellung hindrein. Wir wolten auch Zeugen von dem wunderthätigen

Stallbesuch der geistlichen Herren seyn; allein da sie uns mit großen Augen als ungläubige Menschen anblickten und der Hauspatron uns auch mit ernsthaftem Nachsehen wegzuweisen schien, verfolgten wir unseren Weg weiter und vernahmens von einem uns entgegen wandlenden Bauren, daß die Herren Kapuziner ihrer Gewohnheit nach bey Eintritt des Frühlings das Viehe auf die Weid einzusegnen umhergehen. Sie ertheilten den Meyensegen, sagte der Mann.

Zu Aristau, einem wegen ehemaligem Adel und vestem Burgstall derer von Heidegg berühmten, nun zur Pfarr Muri gehörigen Dorfe hielten wir uns einige Augenblicke in Betrachtung einer sehr einfachen Birrenmühle auf, die zwahr nicht die Vortheile hat wie diejenigen, bey welchen man zwey Steine gegeneinander treibt und das Obst von oben herauf dieselbe mitlest eines Trichters allmählich geschütet wird, aber dann auch nicht so viel kostet wie diese und doch bessere Dienste thut als das mühsame Stoßen des Obstes mit einem simplen Stößer. Von Aristau eilten wir auf das Kloster Muri zu, welches sich in einer herrlichen Gegend auf beträchtlicher Anhöhe gelegen wie eine stolze und hochmütige Fürstin aus den umliegenden Wohnungen und den bescheidenen Bauernhäusern des Dorfes erhebt.

Uebermühtige Fürstenknechte in bundtem Gewand, die vor der Thür des Gotshaus kegelten, kündeten uns voraus an, daß wir nicht wohl werden empfangen werden. Es war auch überdas die gewohnte Taffelstunde der Mönchen schon da und weil man uns sagte, daß die Fürsten von St. Gallen und Pfeffers im Kloster seyn, in deren Nimbus wir im Schweiß unsers Angesichts und mit kohtlichten Schuhen nicht wohl hätten erscheinen dürfen, so stellten wir den Wanderstab vorerst in einem Gasthof ein, wo man uns ums Gelt und gute Worte ein bescheidenes Essen in aller Eil rüstete, während ich meine Ankonfft ins Kloster durch ein Billet an meinen lieben Freund Herrn Leodegar Schmid wissen ließ. Was ich voraus sahe, das geschahe. Als man den Abt von St. Gallen fragte, ob es ihm zuwieder wär, wann wir an seine Taffel kämen, sagte er, wann diese Züricher kämen, so bleibe Er aus, er liebe ihre Gesellschaft nicht. Doch dies flüsterte mir mein Freund nur leise ins Ohr; vielleicht, daß dieser Herr sich einer Antwort erinnerte, die so empfindlich als seine Rede stolz

war. Ich war nehmlich vor einigen Jahren im Kloster St. Gallen; der Fürst würdigte mich, mir persönlich einige Zimmer zu weisen. „Da könnte man wohl meine 10 000 Mann füglich manoeuvriren lassen“, sagte er zu mir, als wir zum Fenster hinaus den großen Klosterhof überschauten. „Allerdings“, versetzte ich, „obschon es für ein Gotshaus nicht das rühmlichste wär.“

Doch ich gleite aus und rühme lieber die schöne und herrliche Lage, die himmlische Aussicht dieses Klosters und ziehe für seine innerliche Beschaffenheit den Vorhang. Die Aussicht, sage ich, ist darin unvergleichlich; über einen großen Theil des unteren und oberen Freyamts, das sich da in seiner schönsten Fruchtbarkeit und in seinem vast durchgängigen Wohlstand freudigst darstellt. Das Kloster hat in seinem Umfang die schönsten und herlichsten Lauffbrünnen, im Garten Springbrünnen und in verschiedenen Zimmeren siehet man immer lebendiges Wasser, da hergegen unten im Dorf nur Sodbrünnen sind, deren Wasser mit Mühe heraufgehoben wird. — Das Kloster hat auch in einer kleinen Entfehnung einen herlichen Weinberg, der so wohl seiner Lage als der edlen Rebarten halb, die man da pflanzt, einen vortreflichen Wein lieffern soll. Sonst wird im Kloster sowohl als in den Wirtshäusern meistens Elsässer und Margräfler, sehr wenig Landwein von Bremgarten usw. getrunken. Er ist über die Massen theur; den schlechtesten mußte der arme Mann mit 10 und 12 Luzerner s bezahlen. Hoch auf einem fruchtbaren Berge, wohl der höchste in der Gegend, besitzt es nebst einer weitläuffigen Meyerey auch ein Landhaus, Horben genannt, aus welchem man eine Aussicht genießt, die ihresgleichen weit und breit nicht hat. Dieser Ort dient darum auch vast zu allen Jahreszeiten den Capitularen und dem Fürst zur Ergözung. In seiner Bibliothek suchet man neuere Bücher vergeblich. Eine sehr kleine Naturaliensammlung, die nichts seltenes enthält, und wenig vollständige oder ganze Stuk und nicht der Rede wehrt ist, hat es vor wenig Jahren in Zürich kauffen lassen. Ein Müntzcabinet, das zwahr auch von keinem großen weder inneren noch idealen Wehrt ist, hat es in Winterthur angekauft von einem Pfarer, dessen Namen man mir nicht zu sagen wußte. Verschiedene nummae practeatae von Silber, die in dem Feyamt sind gefunden worden, machen wohl den größeren Wehrt aus;

einiche ebenfalls in diesen Gegenden gefundene Antiquiteten von Bronz, die hier zu sehen, hat Bochat beschrieben.

Gegen Abend, da eben die Sonn ihre angenehmsten Stralen noch auf die fruchtbare Ebene an der Reuß und auf das gegen uns über sich erhebende Amphiteater des Knonaueramts bey ihrem Neigen warf, verließen wir Muri und stiegen allmählich herunter gegen die Ebene an dem Ufer der Reuß. Zu Dürmelen, einem kleinen Dörfli in der Luzernischen Herschaft Merischwanden standen wir bey einem Kreis um ihr Haus hersizender Nachbarn still, die mit ihren kleinen Kindern scherzten und uns freundlich ansprachen, uns zu verweilen, dann es war Feyertag. Wir lenkten das Gespräch auf den Erwerb dieser Gegend. In allen Häusern werde Baumwoll gesponnen und zum Theil auch zu Cattun gewoben. Alles werde nach Zürich geliffert; das seye ihr einziger Verdienst. Uebrigens seye es ihnen dabei wohl, sie haben unter ihrer Oberkeit zimlich viel Freyheit, haben Brodts genug und Tranks genug (nahmlich Most), haben Obst und Buter und damit könne sich der Mensch wohl zufrieden geben und ihre Freude haben sie mit ihren hübschen gesunden Kindern. Die Leuthe waren so zufrieden und gutes Muhts und in voller Empfindung ihres häuslichen Glücks, der Abend so schön, die Gegend so ländlich und angenehm, die Aussicht so lieblich, daß wir Mühe hatten, uns von dannen loszureißen. Und doch mußten wir es. Ein junger angesehener Mann begleitete uns und boht sich an, zu seiner eigenen Freude, uns den besten Weg zu führen. Kaum waren wir mit ihm allein, so baht er mit bedenklicher Mine sich die Freyheit aus, eine freymühtige Frage an uns zu thun. Ob's doch wahr seye, daß man das Rathaus zu Zürich auf dem Platz wegschleißen und an ein anderes Ort hin bauen wolle, wie die allgemeine Sage im Land gehe, wie er es selbst von Zürichbietern gehört und wie man aus der Stadt selbst berichtet seye. „Ey, glaubt doch das nicht! Es steht ja noch nicht hundert Jahr“, sprach ich, „ist noch lang schön, gut und groß genug.“ „Aber es wird doch wenig Glück mehr darin seyn?“ erwiderte er. Ich stand eine Weile an, was er damit sagen wolte; endlich rukte er heraus. „Es hat sich ja einer darin gehängt und da wird doch wohl niemand mehr wohnen wollen.“ Obschon ich ihn versicherte, daß keinem Menschen der Sinn hieran komme, so wolt

er mir doch käümerlich glauben, daß man da nicht ein neues Haus bauen werde. Er werde es erfahren, sprach ich, und damit ließ er's gut seyn. Von ihrer eigenen politischen Lage sprach er, als Luzerner und doch ganz vom Freyamt umgeben, hätten sie bey ihren Freyheiten einen Landvogt aus dem Raht zu Luzern selbst zu erwehlen und die niederen Gerichte durch ihre Landsleute zu verwalten, keinen Nachteil als den, daß sie mit dem Luzerner Gelt geplagt seyen, wann sie ins Zürichbiet handeln und das Gelt zu Zürich auf einen anderen Fuß annehmen und zählen müssen als es im Luzernerbiet gehe.

Unter diesen Gesprächen kamen wir in das schöne und große Dorf Merischwanden, das in fruchtbaren Feldern und der herlichsten Baumgärten ligt und worin sehr viel wahrer Wohlstand zu herschen scheint. Besonders schönes Viehe sahen wir da herum, welches seiner Farb und Gestalt nach auf den italienischen Märkten sehr beliebt seyn soll. Die haslenen Lebzäune sind da herum allgemein, sie lassen sich gut durcheinander biegen und verbinden und geben jeweilen im dritten Jahr wieder viele Burden Brennholz. Die Wonn und Weide, erzehlte unser Geleitsmann, theile sich hier nicht auf Gerechtigkeiten aus. So bald ein Sohn aus seines Vaters Haushaltung weg sich eheliche und wann ihrer noch so viele Brüder wären, so habe er in der Gemeinde zu minderen und mehren, könne Viehe zu Weid treiben, so viel er wintern möge, bekomme gleich wie sein Vater und ein alter Burger einen eigenen Holztheil.

In so unterhaltender Gesellschaft betraten wir die große Allment, die zwüschen Merischwanden und Rikenbach ligt und dem Ufer der Reuß nach sich allweg wohl eine halbe Stunde erstreckt, die schönste und entzükendste Ebene, die ich je in unserem Land gesehen, die völlig den herlichen Grasgründen um Pavia und Lodi herum ähnlich ist und eben so lieblich mit Bäumen um und um überschattet ist, so daß es von weitem eher einem Wald als einer Weid gleichet. Diese Ebene ist ganz mit Wassergräben bald zu 5, bald zu 10 Juchart weit voneinander abstehend durchschnitten, so daß allethalb eine dem Graswachs gedeyliche Feuchte, nirgends aber sumpficht oder tieff, sonder ganz truken ist. Diese Abzuggräben sind auch überall schnurgerade und zu beyden Seyten mit Weiden und Pappelbäumen dicht eben auch in gerader

Linie besetzt. Kreuz und quer sind dann Straßen angebaut, welchen nach auch wieder in der Richtschnur Obstbäume und Kirschbäume und diese letzteren alle gezweyert, gepflanzt, vielmehr einen plan- oder kunstmäßig angelegten Kunstgarten als eine verlassene Allment vorstellen. In allen Absichten und an allen Orten könnte dieses herliche Gemeindland, dessen bloße Ansicht jedem Beobachter in natürlicher, in oeconomischer und moralischer Beziehung im Herzen wohl thut, zum Muster und Exempel dienen. Ein jeder Gemeindsgenoß mag nach Belieben, so viel er kann und will, für sich und seine Söhne Wyden oder Obstbäume, doch nach der Richtschnur sezen; den Genuß von gesezten Bäumen hat der Sezer lebenslang. Es seye daher üblich, daß ein jeder Vater seinem neugebohrnen Sohn und für denselben ihm zum lebenslänglichen Eigenthum wenigstens auch ein halb Dozt Bäum seze, daher nach und nach für den Privat und die Gemeind ein ungemainer Nutzen entstehet. So viele Obstbäume ich auch da gesehen und ich habe alle, die mir am Weg stunden, mit besonderer Aufmerksamkeit bemerkt, habe ich weder ungesunde, noch bemooste, noch verwilderte, oder verdorrnde gefunden, sondern alle bestens gepflegt und gezweyert und zum Erstaunen gesund und vom besten Wuchs. Die Weyden werden je zu 3 Jahren um wieder bis auf den Stamm abgestutzt und von so vielen, als ein jeder sorgfältige Vater mit seinen Söhnen, gepflanzt, bekommt er nebst dem Gemeindstheil von den der Gemeind heimgefallenen Brennholz genug zu seinem Hausgebrauch und auch genug Wydstauden zum Unterhalt der Zeunen, die in dieser ganzen Gegend todt und von Wydstangen um eichene oder tannästerne Pfähle geflochtene Horden sind. Wir verließen sehr ungerne dieses schöne Land und diese besonders reizende Gegend, wo unter dem Schaten dieser austruknenden Bäumen im feten Rasen die Heerden des schönsten Viehes schon gute Weid fanden, und sezten wieder über die Reuß nach unserem Land zurück.

Anmerkung: Ueber Hans Rudolf Schinz siehe „Unsere Heimat“, VII. Jg., Seite 47 und 48.